



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Joseph von Eichendorff**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1887**

VI. Der Feldzug von 1815. Eintritt in den preußischen Staatsdienst. Amtliche Thätigkeit in Breslau. "Das Marmorbild." Tod des Vaters. Große Staatsprüfung.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15133**

gedeutet, daß seine Jugendlectüre eine sehr regellose war und namentlich in Uebersetzungen französischer Romane bestand. Welcher Geist die französische Litteratur im Ausgang des 18. Jahrhunderts beherrschte, ist bekannt, und gewiß ist, daß in die Schloßbibliothek von Lubowitz die schlimmsten Sachen nicht aufgenommen wurden. Aber auch die weniger schlimmen mußten dem lebhaften Knaben gefährlich werden und ihm die Beschäftigung mit Liebesangelegenheiten als harmlos erscheinen lassen. Später kam die Lectüre von Wilhelm Meister und der Werke der Romantiker hinzu, welche in ihren frühesten Schriften die Grenzen der Sitte oft genug — wie auch im Leben — überschritten. Und endlich war man zu jener Zeit — auch eine Frucht der stark getriebenen Lectüre solcher Romane — sehr nachsichtig gegen regellose Liebesangelegenheiten und behandelte Personen, auf deren Vorleben solche „interessante“ Schatten lagen, mit einer schwärmerischen Theilnahme. Auch Eichendorff war hierin ein Kind seiner Zeit, und er ließ seiner Phantasie eine Freiheit, eine „Reckheit“, wie Fouqué richtig sagt, welche er seiner Leidenschaft nie gestattet hätte.

## VI.

Ohne Zweifel würde Eichendorff's Roman, zumal er von einem allgemein vergötterten Schriftsteller wie Fouqué bevorwortet worden war, allgemeines Aufsehen erregt und den Verfasser zu einem bekannten Manne gemacht haben, wenn nicht wieder auftauchende Kriegsgefahren die Aufmerksamkeit der Welt von ihm abgezogen hätten. Am 1. März 1815 verließ Napoleon Elba, um noch ein Mal mit den europäischen Großmächten den Kampf aufzunehmen. Wiederum galt es, um die eben errungene Freiheit zu kämpfen, und Eichendorff, dessen junge Gattin ihn nicht allein nicht zurückhielt, sondern sogar ermutigte, ließ sich sofort wieder in die Armee einreihen. Er handelte in demselben Geiste, in welchem er gedichtet hatte. Am 1. October 1814 hatte er an Fouqué geschrieben<sup>1)</sup>: „Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiesse sich würdig bewaise.“ Er gedachte sich unter Blücher's Commando zu stellen und eilte Ende April nach Lüttich, wo der gefeierte Feldmarschall

<sup>1)</sup> Briefe an Fouqué, S. 77.

sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier kam er in innigen Verkehr mit Gneisenau, welcher sich für deutsche Litteratur interessirte und dem jungen Dichter eine rege Theilnahme zuwandte. Doch dauerte der Aufenthalt in Lüttich nur wenige Tage, denn schon am 11. Mai ward Eichendorff an den Niederrhein gesandt, um dort die Landwehr mit formiren zu helfen. Am 15. Mai traf er in Aachen ein, wo er zu seiner großen Freude Görres begegnete, welcher inzwischen durch seinen deutschen Mercur nach Napoleon's eigenem Ausspruch zur sechsten Großmacht aufgestiegen war. Die folgenden Wochen waren reich an Arbeit und Aufregung, denn es galt, das neu gebildete zweite rheinische Landwehr-Regiment auszurüsten und in möglichst kurzer Zeit kriegsbereit zu stellen. Mitte Juni trat das Regiment, dessen zweite Compagnie Eichendorff's Führung anvertraut war, seinen Marsch an und erreichte am 19. Juni, am Tage nach der Entscheidungsschlacht von Waterloo, die Hauptarmee. Am 7. Juli zog er mit in Paris ein und blieb dann einige Wochen dienstthuender Offizier bei Gneisenau, der bereits in den Besitz von Eichendorff's eben erschienenem Roman gelangt war. Von August ab begann für ihn wieder der leidige Garnisondienst, welcher ihn mehrere Monate in Anspruch nahm und, wie er selbst an Philipp Veit schrieb, damit ausgefüllt wurde, daß man fürchterlich exercirte und in Compiègne, Reyon und Ham tüchtig aß und trank. Er war gänzlich verchlagen, so klagte er in einem Briefe an Fouqué, von allen Freunden und litterarischen Nachrichten aus dem Vaterlande, aber durch das Gefühl solcher Entbehrung und Aufopferung nur desto inniger mit ihm verbunden. Zum dichterischen Schaffen war ein solches Leben in Feindesland nicht angethan, so daß nur wenige lyrische Gedichte in Frankreich ihren Ursprung gefunden haben. In dem „An die Freunde“ überschriebenen gibt er seinem Jubel über den endlich nach heißem Kampfe errungenen Sieg schwunghaften, echt dichterischen Ausdruck.

Im Januar 1816 schlug für Eichendorff die Stunde der Erlösung: er konnte seine Compagnie nach Cresfeld zurückführen und den Abschied nehmen. Alles andere vergessend, eilte er nun in die Heimath, um nach langer Trennung seine junge Gattin, welche muthig die schwere Prüfungszeit bestanden hatte, zu begrüßen und sein Erstlingskind, einen am 30. August 1815 geborenen Sohn, Hermann, an's Herz zu drücken. Ein ganzes Jahr lang lebte er in Oberschlesiens frischen Wäldern der Erholung und seinem häuslichen Glück, welches nach der langen Trennung von seiner Gattin einen neuen Reiz und durch den Sprößling ihrer Liebe eine tiefere Festigung erfahren hatte. Der Dichter hat im Uebermaß seiner stillen Seligkeit es nicht vermocht, seinen überwältigenden Gefühlen vielfachen Ausdruck zu geben; die wenigen Lieder aber, welche

seinem häuslichen Glück gewidmet sind, verrathen uns seine innerste Empfindung. So besonders das tief empfundene „An Louise“:

Ich wollt' in Liedern oft dich preisen,  
 Die wunderstille Gütte,  
 Wie du ein halbverwildertes Gemüthe  
 Dir liebend hegst und heilst auf tausend süße Weisen,  
 Des Mannes Unruh' und verworr'nem Leben  
 Durch Thränen lächelnd bis zum Tod ergeben.  
 Doch wie den Blick ich dichtend wende,  
 So schön in stillem Harme  
 Sitzst du vor mir, das Kindlein auf dem Arme,  
 Im blauen Auge Treu' und Frieden ohne Ende,  
 Und alles laß ich, wenn ich dich so schaue —  
 Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue!

Die Anspielung, welche er in diesem Gedicht auf seinen Gemüthszustand macht, ist leicht verständlich. Die in früher Jugend freudig gehegte Hoffnung, dereinst auf den väterlichen Gütern sein Leben in der erfrischenden Thätigkeit des Landmannes verbringen und beschließen zu können, konnte nach der trüben Lage der Dinge nicht in Erfüllung gehen. Er mußte sich einen Wirkungskreis suchen, welcher nicht allein seinen Neigungen entsprach, sondern auch die Zukunft seiner Familie sicher stellte. Lange schwankte er zwischen dem österreichischen und preußischen Staatsdienst. Nach dort zog ihn eine im elterlichen Hause empfangene Vorliebe und seine warme Anhänglichkeit an den katholischen Glauben; in Preußen, wo das frisch erwachte Staatsleben eine kräftige Entwicklung versprach, winkte ihm eine rasche Laufbahn. Die Nothwendigkeit bestimmte ihn für das letztere. Er trat im December 1816 bei der Regierung in Breslau als Referendar ein und wirkte in seiner Heimathprovinz drei volle Jahre. Es war eine Zeit angestrengtester, aber auch freudiger Thätigkeit, denn sie galt ja seinem über alles geliebten engern Vaterlande. Er versöhnte sich wieder mit dem Leben und gab sich in einem Briefe an Fouqué vom 15. März 1817<sup>1)</sup> der Hoffnung hin, daß noch alles gut werden könne. Für den festen Charakter des Dichters gibt dieses energische Aufnehmen des Kampfes mit dem widrigen Schicksal das beste Zeugniß. Er war das verwöhnte Kind reicher Eltern; im Ueberfluß war er aufgewachsen, und nie hatte die bittere Sorge in seine Seele ihren unerwünschten Einzug gehalten; jetzt aber, als sie in finsterner Gestalt an ihn herantrat, fand sie ihn gerüstet. Vielleicht ist in dieser Zeit das Gedicht entstanden: „Lieber alles“, an dessen Schluß es heißt:

Ein wildes Roß ist's Leben,  
 Die Hufe Funken geben,  
 Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,  
 Und wo es tritt, da klingt es.

<sup>1)</sup> A. a. D. 84.

Seine Gattin war ihm eine starkherzige Lebensgefährtin, welche mit trostreichem Zuspruch seinen Muth aufrecht erhielt. Ein zweites Kind, ein liebliches Mädchen, welches am 9. Mai 1817 geboren wurde und auf den Namen Therese getauft wurde — jetzige verwitwete Frau Hauptmann von Besserer-Dahlfingen — erhöhten das Glück der jungen Gatten und ließen sie im engsten Kreise ihr Genügen finden. Größern Gesellschaften hielten sie sich fern, obgleich mancher Salon dem jungen Dichter und seiner schönen Gemahlin gern die Thüren öffnete; Eichendorff pflegte nur mit Friedrich von Raumer und Karl von Holtei einen vertraulichen Verkehr.

Die Ausbeute dieser Jahre an lyrischen und epischen Gedichten ist gering. In der Zeitschrift „Die Hesperiden“, welche Löben unter dem Schriftsteller-Namen Isidorus herausgab, erschienen im Jahre 1816 die Gedichte: „Das Flügeltroß“, „Leid und Lust“, „An die Freunde“ (Es löste Gott das lang verhalt'ne Krauschen), „An eine Tänzerin“, „Auferstehung“ und „Trauriger Winter“. Auch in dem Frauen-Taschenbuch für 1816 bis 1819 findet sich eine Reihe von Gedichten, von denen einige während der Kriegsjahre entstanden sind. Eine einheitliche Stimmung durchzieht sie nicht; sie besingen Liebe, Natur und Vaterland. Keines von ihnen gehört zu denen, welche Eichendorff's Namen berühmt gemacht haben.

Die schönste Frucht des Aufenthalts in Breslau war die kleine, tief-sinnige Novelle: „Das Marmorbild“, welche zuerst in dem schon erwähnten „Frauentaschenbuch“ für 1819 erschien und hier 61 Seiten ausfüllte. Florio, der Held der Novelle, kommt nach Bucca und wird dort bei einem lustigen Feste mit dem berühmten Dichter Fortunato bekannt. Da er Abends in der Herberge vergebens den ersehnten Schlaf herbeiwünscht, steht er auf und wandert in der schimmernden Mondnacht zwischen den Weingärten weiter und weiter, bis er an einem großen, von Bäumen umgebenen Weiher anlangt. „Der Mond, der eben über die Wipfel trat, beleuchtete scharf ein marmornes Venusbild, das dort dicht am Ufer auf einem Steine stand, als wäre die Göttin so eben erst aus den Wellen aufgetaucht und betrachte nun, selber verzaubert, das Bild der eigenen Schönheit, das der trunkene Wasserspiegel zwischen den leise aus dem Grunde aufblühenden Sternen widerstrahlte.“ Florio steht wie erstarrt, das wunderbare Bildniß kommt ihm vor wie eine lang gesuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte. Aber nur einen Augenblick dauert die Verzauberung, denn als er die Augen wieder öffnet, welche er vor dem blendenden Schimmer geschlossen, ist der ganze Spuk verschwunden, und das Venusbild starrt ihn weiß und regungslos, fast schreckhaft an. Da überfällt ihn ein unüberwindliches Grauen, und er entflieht.

Aber wenige Tage später wird er mit einer Dame bekannt, welche dem Venusbilde täuschend ähnlich sieht, und sie, welche an dem dichterisch angelegten Jüngling Gefallen findet, ladet ihn ein, sie auf ihrem Schlosse zu besuchen. Er folgt, halb hingerissen, halb widerstrebend. Die Dame wohnt in einem prächtigen Palast von Marmor, der ganz das Aussehen eines heidnischen Tempels hat. „Das schöne Ebenmaß aller Theile, die wie jugendliche Gedanken hochaufstrebenden Säulen, die künstlichen Verzierungen, sämmtlich Geschichten aus einer fröhlichen, lange versunkenen Welt darstellend, die schönen marmornen Götterbilder endlich, die überall in den Nischen umherstanden, alles erfüllte die Seele mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit.“ Die Herrin des zauberhaften Schlosses ruht, umhüllt von einem himmelblauen Gewande, auf einem Altane inmitten eines Kreises schöner Jungfrauen, welche abwechselnd zur Laute singen. Und im Garten sieht Florio heitere Gruppen reichgeschmückter Herren und Damen umherwandeln, denen schöne Edelknaben Wein und Früchte reichen. Florio ist entzückt, wie von Trunkenheit befallen. Als es Abend wird, führt die Dame ihn in das Schloß, wo er in zahlreichen Gemälden immer wieder das Bild der schönen Schloßherrin findet und sich, angeregt durch einen draußen ershallenden frommen Gesang, erinnert, es auch in seiner Jugend gesehen zu haben. Das gesteht er ihr, worauf sie erwidert: „Ein Jeder glaubt mich schon einmal gesehen zu haben, denn mein Bild dämmert und blüht wohl in allen Jugendträumen mit herauf.“ Wieder vernimmt Florio vom Garten herauf den frommen Gesang, welcher ihn tief bewegt, und es erfaßt ihn ein unbezwingliches Grauen. „Herr Gott,“ flehzt er, „laß mich nicht verloren gehen in der Welt“. Mit diesen Worten verändert sich plötzlich die Scene: es erhebt sich ein trüber Wind, der ein Gewitter heranweht, eine grünlich-goldene Schlange fährt zischend aus einem Bündel Gras hervor, welches auf der Fensterbank wächst, und die Dame wird immer stiller. Das Gewitter kommt näher, einzelne Blitze erleuchten mit grellem Lichte das Gemach; es scheint Florio, als wenn den Bildwerken Leben eingehaucht werde, als rührten sie sich von ihren Gestellen; die Dame wird bei dem draußen mächtiger ertönenden Gesänge bleicher und bleicher — da überwältigt das Grausen Florio's Sinne, er stürzt hinaus in den Garten. Da liegt der stille Weiher mit dem Venusbilde; Fortunato aber fährt in einem Kahn über den schimmernden Wasserspiegel, die Guitarre im Arm — Florio hält auch das für Blendwerk und flieht der Stadt zu. Er entschließt sich, Lucca zu verlassen und findet unterwegs den Sänger Fortunato wieder. Nicht lange sind sie gewandert, und sie treffen die malerischen Ruinen eines mächtigen Schlosses, und Florio erkennt mit Grausen die Gegend, in welcher er die schöne Dame getroffen. Er fragt Fortunato nach der Herkunft dieser

Ruinen, und der Sänger antwortet ihm mit einer wundervollen Ballade. Jener Palaſt ſei ein Tempel der Venus geweſen; alljährlich im aufwachenden Frühling ſteige die Göttin herauf und ſuche das luſtige Saulenhaus. Doch öde ſind die Stellen, der Wind zieht ein und aus, Diana ſchläft im Walde und Neptun ruht im kühlen Meerſchloß.

Sie ſelbſt muß ſinnend ſtehen,  
So bleich im Fruhlingsſchein,  
Die Augen untergehen,  
Der ſchöne Leib wird Stein.

Demn über Land und Wogen  
Erſcheint ſo ſtill und mild  
Hoch auf dem Regenbogen  
Ein ander Frauenbild.

Ein Kindlein in den Armen  
Die Wunderbare hält,  
Und himmliſches Erbarmen  
Durchdringt die ganze Welt.

Da in den lichten Räumen  
Erwacht das Menſchenkind,  
Und ſchuttelt boes Träumen  
Von ſeinem Haupt geſchwind.

Und nun ergibt ſich aus weitem Nachforſchungen Florio's, daß Fortunato in der That in jener Nacht in dem Zaubergarten geweſen iſt und ein frommes Lied hat ertönen laſſen, daß er aber von all' dem, was Florio entzückte und erſchreckte, nichts geſehen hat.

So iſt der Inhalt von „Das Marmorbild“ durchaus märchenhaft und traumhaft, und ausgeſtattet iſt es mit allen Reizen eines orientaliſchen Märchens, wie wenn eine Scheheresade es erzählt hätte. Die Naturſchilderungen ſind von beſtrickender Schönheit und überragen ſelbſt die in „Ahnung und Gegenwart“. Die Stimmung des Märchens nimmt uns völlig gefangen und verſenkt uns in einen traumhaften Zuſtand, in welchem unſere Phantafie unwillkürlich die vom Dichter umriſſenen Bilder weiter und üppiger ausmalt.

Es liegt auf der Hand, daß es dem Dichter nicht darum zu thun war, mit reizenden Spielen die Phantafie zu ergozen — er wollte großen Ideen und erhabenen Gegenſatzen dichterische Verklärung verleihen. Er ſelbſt hat ſich, wie ja über ſeine Werke überhaupt nicht, über dieſen Punkt nicht erklärt. Als er am 2. December 1817 die Handſchrift der Novelle an Fouqué ſandte, mit der Bitte, ſie zu prüfen, ob ſie für das Frauentafchenbuch geeignet ſei, ſchrieb er demſelben über die Entſtehung<sup>1)</sup>:

<sup>1)</sup> A. a. D. S. 84.

„ . . . eine Novelle oder ein Märchen, zu dem irgend eine Anekdote aus einem alten Buche, ich glaube es waren Happelii curiositates, die entfernte Veranlassung, aber auch weiter nichts gegeben. Da mir nunmehr die Gegenwart in tausend verdrießlichen und eigentlich für alle Welt unerträglichsten Geschäften in eine fast lächerliche Nähe gerückt ist, gleichwie man ein großes Fresco-Gemälde nur aus einiger Entfernung betrachten muß, wenn man nicht vor den einzelnen groben Strichen erschrecken soll, so habe ich in vorliegendem Märchen versucht, mich in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich zu flüchten, und betrachte dasselbe als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden in's Freie hinaus.“ Nach diesen bescheidenen Andeutungen sollte man annehmen, der Dichter habe bei Abfassung der Novelle ein höheres Ziel nicht verfolgt, und doch konnte er, der alles vergeistigte, im selbstgefälligen Spiel der Phantasie kein Genüge finden. Zur Gewißheit wird diese Annahme, wenn wir die Novelle mit der Anekdote vergleichen, welche, wie Eichendorff schreibt, die entfernte Veranlassung zur Abfassung der Dichtung gab. Sie findet sich in Happelii „Größte Denkwürdigkeiten der Welt oder sogenannte relationes curiosae“, Bd. III 1687, S. 510 ff. Dort wird folgende Begebenheit erzählt.

Ein auf einer Lustreise befindlicher junger Italiener, Alessandro, kommt nach Lucca, wo sich ein fremder Herr mit Namen Donati seiner freundlich annimmt, mit ihm soupiert und ihn schließlich zu einer reichen Dame führt. Sie wohnt in einem überaus prächtigen Palast und befindet sich in Gesellschaft von zwei jüngern Damen. Der Empfangssaal ist mit herrlichen mythologischen und historischen Gemälden geschmückt, deren Darstellungen ihm die Dame mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit erläutert. In einem andern Saale stehen in den Ecken vier „Clavichymbel“, welche sämmtlich ertönen, sobald eines gespielt wird. In einem dritten Saal prangen in kostbaren Schränken Edelsteine, Perlen und Kleider von ungeheurer Werth, die in Alessandro Zweifel aufkeimen lassen, ob die Dame sie auch wohl auf ehrlichem Wege erworben habe. Während er alles bewundert, kräht plötzlich ein schneeweißer Hahn, fliegt im Saale umher und löscht mit Flügelschlägen alle Kerzen aus, so daß völlige Finsterniß entsteht. Doch die Dame klopft mit einem Schlüssel an die Wand, Flammen schießen hervor und zünden die erloschenen Kerzen im Nu wieder an. Dann fragt ihn die seltsame Schöne, ob er noch keine Furcht verspüre, und als er die Frage verneint, führt sie ihn zu einem Schrank, der mit Skeletten gefüllt ist. Lächelnd meint er, das seien wohl Mumien. Da stößt sie eines der Skelette mit dem Fuße an, es erhebt sich, ein anderes folgt ihm, und beide gehen mit riesigen Knochen bewaffnet auf ihn los. Er zieht sein Schwert, aber er vermag die



Knochenmänner nicht zu verwunden. Als deren nun immer mehrere, mit Messern bewaffnet, kommen, ergreift er die Flucht.

Am andern Morgen will er Donati zur Rechenschaft ziehen, aber in Lucca kennt Niemand einen Mann solchen Namens, und auch der Palast existirt nicht, in welchem Alessandro den Abend verlebt haben will. Nun erfährt er, daß auf der Stelle, welche er als den Schauplatz seines schrecklichen Abenteuers bezeichnet, früher ein Gasthaus bestanden habe, dessen Besitzer viele von den bei ihm einkehrenden Fremden ermordet habe. Zur Strafe habe man ihn getödtet und sein Haus zerstört. Seit der Zeit sei jener Ort der Tummelplatz von Gespenstern, welche arglose Menschen in einen erdichteten Palast führten.

Selten wird man in einer Novelle, deren Handlung einer anderswo mitgetheilten Begebenheit entnommen ist, die Spuren der Quelle in so geringem Maße verfolgen können wie im „Marmorbild“. Eichendorff hat der ziemlich trivialen Gespenstergeschichte nur einen einzigen Zug entlehnt: daß Dämonen einen jungen Mann in die Irre zu locken versuchten — sonst aber hat er aus dem unergründlichen Schatze seiner Phantasie so viel hinzugethan, daß ein völlig neues reizendes Gebilde entstanden ist. Jene Anekdote hat ihn nur angeregt; ein Gedanke, der ihn gewiß schon lange beschäftigt hatte, wurde mit ihr in Verbindung gebracht, die Phantasie gerieth in Thätigkeit, und so gestaltete sich ein tief sinniges, von echt dichterischem Geiste durchwehtes Kunstwerk.

Die siegreiche Macht des Christenthums über das Heidenthum ist der Grundgedanke der Novelle — nach welcher Richtung hin, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Die Einen verlegen den ganzen Vorgang in die Seele des Helden; an ihm habe der Dichter zeigen wollen, wie der Kampf der heidnischen Mächte mit der siegreichen christlichen Ordnung in der Brust des Menschen ausgefochten werde. Daher erlebe nur der Held der Novelle das ganze Abenteuer, nicht aber Fortunato, welcher doch auch zugegen sei. Die Deutung hat viel für sich. Florio wird bestrickt von der hinreißenden Schönheit der fremden Dame, welche die Vertreterin des Heidenthums ist, und von der zauberhaften Umgebung, in der sie sich bewegt. Die Gefahr der Verlockung liegt nahe. Die bösen Lüfte werden geweckt, und darum sagt sie auch, ein Jeder glaube sie schon ein Mal gesehen zu haben, und ihr Bild dämmere wohl in allen Jugendträumen ein Mal herauf. Da verscheucht ein inniges Stoßgebet den ganzen Zauber. Aehnlich versucht der begeisterte Verehrer Eichendorff's, Adolf Schöll, den Inhalt zu deuten: „Diese Novelle zeichnet den bösen Zauber des Schönen in der verirrten Einbildung. Er ist am größten in solchen gebildeten Zeiten, wo viel Vergangenes ideal geworden ist. Es gibt dann Ideen, die nicht mehr in der Wirklichkeit

befestigt, nicht mehr verwickelt in die Gegenwart, aber manchfaltig bewegt in Nachgefühlen, verlorenen Bildern, Sagen, Gedichten, an den Grenzen der Wirklichkeit dämmernd sich festhalten. Gerade solche überlebte Ideen, die man gewöhnlich Ideale nennt, reizen in ihrer Unbestimmtheit leicht die niedern Lebenstriebe, Eitelkeit und Sinnenlust, und gewinnen, von der Wirklichkeit dieser Triebe getragen, ein scheinbares Leben. . . . Die Novelle läßt erkennen, wie leicht ein unschuldiges Gemüth die Fülle seines Busens unbewußt von Blendbildern sich entwenden läßt, die es um sein wirkliches Leben betrügen wollen. Sie lehrt aber auch die Formel, die den Zauber löst, die einzig-wahre, unwiderstehliche“<sup>1)</sup>.

Eine andere Lösung versuchte Herr Dr. Ernst Lieber, der bekannte katholische Parlamentarier, welcher im December 1885 in Köln einen Vortrag über Eichendorff hielt. Er sieht in der Novelle eine Allegorie des aus dem Wahn des extremen Klassicismus zur christlichen Romantik zurückkehrenden Dichtergemüths. Eine sinnvolle und zugleich überzeugende Lösung! Florio ist Dichter, ein warmer Verehrer des Schönen. Die edele Schönheit der Antike, welche er im Marmorbild, in dem Säulenschloß und der Venus so machtvoll verkörpert findet, zieht ihn unwiderstehlich an; schon will er sein Talent in ihre Dienste stellen. Da taucht durch Fortunato's frommes Lied der Gedanke an das Christenthum wieder in ihm auf; gleichzeitig erkennt er die großen Gefahren, die sittliche Verderbenheit, welche sich unter der schimmernden Oberfläche verbergen — er flieht und kehrt zur christlichen Poesie zurück. Auch vom historischen Gesichtspunkte aus gewinnt Lieber's Erklärung sehr an Wahrscheinlichkeit. Es lag für Eichendorff, der den Beruf des Dichters so erhaben auffaßte, nahe, sich mit dem Verhältniß der Poesie zum Heidenthum abzufinden, und seiner ganzen Anlage nach konnte es nur die Romantik sein, welche er der klassischen Poesie entgegenstellte<sup>2)</sup>.

Im Jahre 1818 am 27. April starb Eichendorff's Vater, der in seinem 60. Lebensjahre in Folge einer Lungenlähmung in die Ewigkeit ging. Mit seinem Tode brach auch über die Familie die Katastrophe herein, von welcher sie schon seit langen Jahren bedroht wurde. Sämmtliche in Schlesien belegene Güter mußten veräußert werden, um die sehr hohen Forderungen der Gläubiger abzutragen, und nur Lubowitz blieb der Mutter des Dichters als Wittwenitz bis zu deren Tode, welcher vier Jahre später, am 15. April 1822, erfolgte. Die in Oesterreich liegenden allerdings unbedeutenden Güter wurden dagegen der Familie erhalten.

Im folgenden Jahre, in welchem Eichendorff am 19. April ein zweiter Sohn, Rudolf, geboren wurde, bestand er in Berlin die große

<sup>1)</sup> Gesammelte Aufsätze 1884, S. 304, 305. — <sup>2)</sup> Vergl. Gesch. der poet. Litt., I 14, 15.

Staatsprüfung, wobei ihm namentlich seine schriftlichen Arbeiten viele Anerkennung verschafften. Dann wurde er auf seinen Wunsch wiederum der Regierung in Breslau auf ein Jahr als Assessor zugetheilt. Wie aus einem an Görres gerichteten Briefe Eichendorff's aus dem Jahre 1828, den wir später mittheilen werden, hervorgeht, hatte man dem jungen Assessor unter anderm auch eine Aufgabe gestellt, bei welcher er nothgedrungen Farbe bekennen und seine innerste Ueberzeugung kundgeben mußte, nämlich: „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostersgutes in Deutschland.“ Hier zeigte sich Eichendorff als Mann. Er mußte sich sagen, daß von der Beantwortung der Frage seine künftige Laufbahn abhängig war, daß man nicht geneigt sein würde, einen Gegner der Säcularisationen zu befördern. Und doch entschied er die Frage in echt katholischem Sinne und verurtheilte unumwunden das Vorgehen der Regierungen<sup>1)</sup>. Ein glücklicher Zufall führte diese Abhandlung später dem Ober-Regierungsrath im Cultusministerium, Schmedding, einem Katholiken, unter die Augen und wurde Veranlassung zur spätern Berufung Eichendorff's nach Königsberg.

## VII.

Eichendorff blieb nur noch wenige Monate nach Ablegung des Examens in Breslau, schon im Sommer des Jahres 1820 wurde er als Hülfсарbeiter in das Cultusministerium berufen. Nur ungern ließen ihn seine bisherigen Vorgesetzten und Collegen ziehen; denn durch seine treue Pflichterfüllung und hohe Begabung wie durch seine feinen, leutseligen Umgangsformen und seine unverfälschte Biederkeit hatte er sich Aller Herzen erworben. Das Regierungs-Präsidium sprach ihm sogar schriftlich das Bedauern aus, ein so schätzbares Mitglied des Collegiums zu verlieren. Aber auch in Berlin war Eichendorff's Bleiben nicht lange. Im December 1820 erhielt er bereits vom Minister von Altenstein den Auftrag, „die Geschäfte eines katholischen Consistorial- und Schulrathes bei dem Oberpräsidium und Consistorium der Provinz Westpreußen, sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder commissarisch zu versehen“. Im Januar des folgenden Jahres, kurz nachdem seine Frau ihm ein Töchterchen, Agnes, geschenkt hatte, welches bereits am 5. April 1822 starb, siedelte Eichendorff nach Danzig über und trat mit Freuden ein Amt an, welches ihm zwar viele Mühe, aber auch viel Befriedigung bringen sollte. Dem Minister schrieb er bald nach seiner Ankunft, daß

<sup>1)</sup> Verm. Schriften, V 139—203.